

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 4

Artikel: Wir Bündner : eine Bestandesaufnahme und ein Ausblick
Autor: Padrutt, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir Bündner

**Eine Bestandesaufnahme und ein Ausblick
Von Dr. Christian Padrutt**

*Der Autor, ehemaliger Redaktor am Freien Rätier,
heute als Leiter der Schweizer Ärzte-Information*

*tätig, geht hier den Kräften und Strebungen nach,
die auf seinem Bündner Boden wirken.*

*Als junger Historiker und Gemeindepräsident von
Jenins hat Dr. Padrutt schon vor einigen Jahren von
sich reden gemacht – so etwa durch die von ihm ge-
startete Initiative auf Amtszeitbeschränkung der
Mitglieder des Churer Stadtparlamentes, welche
vom Volk mit deutlichem Mehr angenommen worden*

ist, durch zahlreiche Zeitschriftenaufsätze und mit seinem anregenden Buch «Staat und Krieg im alten Bünden».

Dieser Artikel soll dem Unterländer helfen, die «schwierigen Bündner» aus ihrer Geschichte, Lage und Mentalität heraus besser zu verstehen, sich nicht nur an den Schönheiten des «Ferienkantons» zu erfreuen, sondern auch seine Einwohner als Menschen zu sehen.

B. H.

«Ein Bündner zu sein, war in den Augen des geringsten Bäuerleins ein unersetzbarer Vorzug vor einem St. Galler oder selbst Schweizer altfreier Kantone.» Solch stolzes Lob des Herkommens, wie es der Staatsrechtler und Philosoph Carl Hilty – anno 1872 Churer Bürger geworden – einst in Bünden feststellte, erfüllt auch heutigentags manches Bündner Herz, genährt zudem durch der Eidgenossen Achtung und Wertschätzung.

Jeden Grisonen, der sein Land der hundertfünfzig Täler verläßt, empfängt jenseits der Landquart Tardisbrücke ein einheitliches, festgefügtes Bild, das man sich von seinen Landsleuten macht: Bündner sind jene eher verschlossenen, oft abweisenden, schweisgsamen Naturburschen mit Schnauz oder Bart im wettergegerbten, scharf geschnittenen Antlitz. Sie parlieren die Chara lingua da la Mamma oder den weichen Bündner Dialekt, sind gewandte Skifahrer und Bergsteiger; selbstredend leidenschaftliche Jäger, verdächtig, auch zwischen den Jagdzeiten im geheimen ihrer Passion zu frönen; bescheidene Bergbauern, jeder ein «pur suveran»; kleine traditionsverbundene Könige auf eigenem Grund und Grat – oder erfahrene, weltgewandte Gastwirte, hohen Gästen und hohen Preisen gleichermaßen gewogen.

Das Bild kommt nicht von ungefähr: Hunderte und Tausende sehen den Bündner als Bauern auf karger Scholle, wenn sie in abgelegenen Ortschaften ihre Ferien verbringen, oder aber als behenden, umgänglichen, im Verkehr mit gekrönten und ungekrönten Häuptern aus Kultur, Politik, Wirtschaft und Industrie, mit Snobs und Stars gleichermaßen erfahrenen Hotelier, wenn sie im «Palace», «Schweizerhof» oder «Belvedere» absteigen. Und ebenso viele «Unterländer» haben sich ihr Bündner Bild von Dichtern und Schriftstellern malen lassen, deren poetische Kraft oft den Wirklichkeitssinn übertrifft.

Land und Leute haben immer wieder fremde und einheimische Federn gelockt: Heinrich Zschokke,

der erste Ehrenbürger im Kanton Graubünden, Johann Gaudenz von Salis-Seewis, die «rätische Nachtigall» mit seinen schwermütigen, von Heimweh getragenen Liedern, Richard Voss mit seinem Drama «Jürg Jenatsch», die Lorelei unter den anziehenden Stoffen der Bündnergeschichte, Joseph Viktor Scheffels «Reisebilder», Conrad Ferdinand Meyers glanzvolle Dichtungen, worin Grisonen «nordisch-mannhaft» und «südlich-geschmeidig» auftreten, aber auch als «brav und sparsam» charakterisiert werden, Jakob Christoph Heers immer noch herrschender «König der Bernina», Ernst Zahns «Frauen von Tannò» oder John Knittels «Viamala» – und andere kleinere «Poetins» und größere «Poetuns», deren Verzeichnung der Bündner nicht ohne Reiz ist.

Keiner hat jedoch weniger über die Bündner geschrieben und doch mehr Aufsehen erregt als Friedrich Schiller, dessen Wort in der ersten Ausgabe der «Räuber» vom «Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen Gauner» die Bündner Volksseele zum Kochen gebracht hat –, so daß sich sogar die Obrigkeit bemühen mußte, die Angelegenheit zu bereinigen!

Wie tief die Bündner von der Verleumdung getroffen und von der Ausmerzung der schädigenden Stelle in den folgenden Auflagen des Dramas befriedigt waren, bezeugt die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes an den Eidgenossen Amstein und den Deutschen Wredow, die im Auftrag der Bündner Obrigkeit bei Schillers Landesherrn vorstellig geworden waren. – Heute erinnern sich nur noch jene Gäste boshafterweise an Schillers «Spitzbubenklima», die für Bündens landschaftliche Schönheiten und touristische Delikatessen einen zu hohen Preis bezahlen zu müssen glauben.

«Typische Bündner»?

Wer sich von der verzerrenden Optik der Allerweltsbrille löst, wer Bündner im Alltag leben sieht, und wer als Bündner seine Landsleute kennt, wird gewahr, daß es den typischen Bündner, den Durchschnitts-Grisonen, nicht gibt, so wenig wie den typischen Schweizer. Die besungene oder beklagte Vielfalt der Natur spiegelt sich in den Menschen: Aufgeschlossene Herrschäftler Weinbauern, in heimatlicher Erde verwurzelte Prättigauer, Schanfigger,

Oberhalbsteiner, Rheinwaldner und Oberländer Bauern, weltoffene Davoser, Arosener oder Oberengadiner, temperamentvolle Puschlaver, Misoxer und Calancker, puritanisch-stolze Bergeller, geschäftstüchtige und geschäftige Churer, Ilanzer und Thusner.

Indessen – auch solche Gruppierungsversuche werden der Wirklichkeit nicht gerecht: Die Vielgestalt dieser Menschen entzieht sich der Schablone. Alle diese Unterscheidungen erscheinen mir wie Stelzen, auf denen wir versuchen, etwas weiter zu sehen als vom Boden der Wirklichkeit aus. Infolge der Binnenwanderung weist kein Tal noch eine geschlossene Menschenform aus, und kaum auch ein Dorf.

Die unklare und ungeklärte Herkunft der Bündner schon verbietet mir die Schematisierung. Wer meint, die frühen Bewohner Bündens mit dem Begriff «Räter» erfassen zu können, wird von den zünftigen Historikern bald eines anderen belehrt; die Begriffsklärung steht noch immer aus.

Die Liste der in diesem Teil der Alpen eingewanderten Völkerschaften ist zu lang; alles in allem letztlich ein kräftiges Völkergemisch, in ständiger Bewegung, von den Lepontiern über die Romanen, Walser und Alemannen bis zu den Gastarbeitern, die hierzulande sesshaft wurden. Unsere Pässe haben Pilger, Kaufleute, Flüchtlinge und Kriegsknechte aller Jahrhunderte gesehen; manche unterbrachen die Wanderung für die Zeit ihres Lebens. Die Geschichte berichtet nicht nur von konfessionellen und politischen Flüchtlingen aus dem entfernten Süden und Westen, sondern auch von geflohenen Eidgenossen, wie etwa der Familie Riffel, meine Vorfahren mütterlicherseits, die im Gefolge des Stäfner Handels Zuflucht und bleibende Unterkunft in Bünden gefunden hat.

Segantini ohne Bürgerbrief

Die Zugewanderten brachten neues Blut, hellten den schweren Charakter auf und sorgten für Erneuerung. Das Beispiel der aus dem Wallis im 13. und 14. Jahrhundert eingewanderten Walser mit ihrem ausgeprägten Kinderreichtum, erweiterten persönlichen Freiheiten, mit anderer Sprache, anderen Sitten und Bräuchen, Lebensweisen und Rechtsgrundsätzen, beweist dies deutlich.

Der Zuzug brachte stets neue Probleme und vollzog sich kaum je reibungslos, denn Bündner sein ist

nicht schwer, es werden aber sehr: Manche Gemeinden haben seit der Schaffung des Kantons im Jahre 1801 überhaupt keinen einzigen Neubürger aufgenommen – andere haben das allerdings mit Großzügigkeit ausgeglichen, wobei das Entgegenkommen von der Bedeutung der Einbürgerungstaxen für die Gemeinderechnung diktiert wird...

Die Mehrzahl war zurückhaltend. «Herren kommen nicht, und Mittellose haben wir genug», war nicht nur das Motto einer Gemeinde in ihrer Einbürgerungspolitik. Die Härte gegenüber den «Petenten», wie man die Bewerber für das Bürgerrecht noch immer bezeichnet, ist heute noch spürbar: In einer Gemeinde des Churer Rheintals muß die Familie der Kandidaten für das Gemeindebürgerrecht mindestens 100 Jahre im Dorf sesshaft sein. Als kürzlich einige Aufnahmen fällig waren, entdeckte ein Bürgerratsmitglied, daß bei einer Familie noch ein paar Wochen zur Karenzfrist fehlten – und die Aufnahme wurde um ein Jahr verschoben! Und in einer der größten Bündner Gemeinden fiel sogar der Gemeindepräsident in der Abstimmung zur Einbürgerung glatt durch. Seine Hingabe an das Gemeinwesen wurde nicht belohnt.

Natürlich haben die fremden Dienste und vor allem auch die ausgedehnte gewerblich-kommerzielle Aus- und Einwanderung für eine unablässige Umschichtung gesorgt. Bündens Gewerbe und Industrie haben so aus Nord und Süd immer wieder entscheidende Impulse erhalten: Der deutsche Arzt Alexander Spengler – alljährlich erinnert der Spengler-Cup noch an ihn – ist der verdienstvolle Wegbereiter des beispiellosen Aufstieges der Landschaft Davos zum Weltkurort und nunmehr zum Wetsportplatz. Während der Holländer Jan Willem Holsboer am Bau der Schmalspurbahn von Landquart nach Davos maßgeblich beteiligt war, stammt der geniale Schöpfer der Albulabahn, Prof. Friedrich Hennings, aus Kiel.

Die sprachlichen und kulturellen Einstrahlungen forderten von den Bündnern ein hohes Maß an bodenständiger Kraft, um ihre Eigenart zu erhalten. Nur so konnte die nahezu unerschöpfliche Befähigung zur Assimilation bewahrt werden. Auch im Reich der Wissenschaft, des Geistes und der Kunst wurden neue Kräfte ins bündnerische Volkstum gefügt: Der Bayer Erwin Poeschel erschloß in einem siebenbändigen, imponierenden wissenschaftlichen Werk die bündnerischen Kunstdenkmäler und hellte die Geschichte der Burgen und der Bürgerhäuser

auf. Der Zürcher Sprachforscher Jakob Jud leistete einen gewaltigen wissenschaftlichen Beitrag an die Erforschung der vierten Landessprache, und die Maler Turo Pedretti und Gottardo Segantini erfaßten das Bild Bündens mit den Augen der Künstler – sie alle wurden zu Bündnern.

Zu den Sonderlichkeiten bündnerischer Vergangenheit aber gehört, daß Giovanni Segantini, «dem der Heimatbrief des rätschen Berglandes in seiner künstlerischen Seele brannte», wie ein Landsmann feststellte, keinen Bündner Bürgerbrief besessen hat!

Und auch die Wirtschaft stand unter «fremdem» Einfluß. Die vielgerühmten und vielgeschmähten Emserwerke, die vor zehn Jahren in aller Schweizer Stimmbürger Mund gewesen sind – sie wurden vor allem durch «Unterländer» zu stolzer Höhe geführt, allerdings mit kräftigem Bündner Sukkurs. Hier wie anderswo wagten die Bündner den ersten Schritt nicht und ließen in solchen wirtschaftlichen Unternehmen gerne Eidgenossen und Ausländern den Vortritt.

Verhaltene Leidenschaft

Wenn es nun also den «Bündner schlechthin» nicht gibt, so lassen sich doch charakteristische Züge nachweisen. Vor allem sind wir Bergler. Die Berge machen stumme Meister und erziehen schweigsame Schüler. Das hat Goethe einmal festgestellt. Wir sind schweigsam und zurückhaltend.

Dem Fremden schenkt man vieles, aber nicht sich selbst. Die Einblicke in die Bündnerseele sind rar. Die Grisonen bleiben gerne unter sich. – Als Studenten in andern Schweizer Städten bewegten wir uns kaum unter «Fremden», man suchte und fand Aufnahme im Kreis der Landsleute, wo man sich ungestört dem Zug zur Geselligkeit und zum Fabulieren hingeben konnte.

Unter uns sprechen wir gerne und viel, abgesehen davon, daß das Jägerlatein eine weitverbreitete «Fremdsprache» der Bündner ist. Man erzählt Erlebnisse aus dem persönlichen Bereich, aus dem Dienst, aus dem Beruf. Die eigene Jugendzeit ist ein unerschöpflicher Born für die erzählfreudigen Bündner. Wir alle, die wir einst die Kantonsschule am Churer Mittenberg besuchten und unser Kraftgefühl in einem Schülerverein auslebten, erzählen uns mit Hingabe und Feuer stundenlang altbekannte und

doch immer neue Geschichten, welche die Märchen und Sagen von einst ersetzen. Viel Persönliches fließt mit hinein. Das gemeinsame Erlebnis und das öftere Nacherleben in der Erzählung schafft Bande der Zusammengehörigkeit und schließt gleichzeitig nach aussen ab. Der Bündner sucht den Bündner, gegen Nicht-Bündner ist er abweisend. Der Gast ist König, aber kein Freund. Die Distanz wird gewahrt.

A propos Zusammengehörigkeitsgefühl: Selbst in Buchs, wenige Kilometer vom Land der grauen Puren entfernt, ist ein Bündnerverein tätig...

So wie der Kanton in ethnischer und topographischer Hinsicht eine Welt für sich darstellt, fühlen auch manche Bündner ihr ausgesprochenes Anderssein – raucht der Bündner nicht sogar eine besondere, nur in Bünden erhältliche Sorte Brissago? Und wer weiß denn im Unterland, daß der Bündner – zusammen mit dem Tessiner und Walliser – noch immer ein besonderes Formular mit sich zu führen hat, wenn er im Wagen nach Italien fährt? Wenn Zürcher, Basler, Thurgauer, St. Galler oder Berner anstandslos die italienische Grenze ohne weitere Formalitäten passieren, haben wir Bündner auszusteigen und dem italienischen Zollbeamten unser Triptyk zum Abstempeln zu präsentieren. Angeblich, weil wir zu viele Autos nach Italien schmuggelten. Alle offiziellen und offiziösen Bemühungen um Aufhebung der Sonderregelung sind bis heute ergebnislos geblieben.

Böse Zungen reden den Bündnern nach, sie seien falsch und stolz. Der Eindruck täuscht. Wir sind bloß verschlossen, verhalten und pflegen unsere Gefühle nicht auf der Zunge spazieren zu führen, manches Unangenehme und Leidvolle würgen wir in uns hinein. Aber es taucht manchmal um so leidenschaftlicher wieder auf: Hitzig und unerbittlich waren die parteipolitischen Kämpfe zwischen Demokraten und Freisinnigen in den zwanziger und dreißiger Jahren; Richard Weiss, der unvergeßliche Volkskundler, der in jenen Jahren in Schiers lehrte, erzählte mir einst, manche Parteiführer hätten in jenen Tagen den Stutzen griffbereit neben dem Bett gehabt.

Ungefährlicher ist die Tanzlust, die heute noch da und dort wahre Orgien feiert; im Schanfigg pflegt die tanzfreudige Jugend drei Nächte nach der Bestellung der Kreisbehörden, die alle zwei Jahre erfolgt, durchzutanzten. In seinem Gedicht «Hengert» hat Conrad Ferdinand Meyer dem oft «ungezüg-

ten» und «ungebändigten» Temperament der Bündner ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Verlust der Macht

Der Zug nach rückwärts ist im Bündner ausgeprägt; so sehr sein Verhältnis zur Gegenwart und zur Zukunft in manchem gestört ist, so eng bleibt er der grandios-imponierenden Vergangenheit seines Landes noch jetzt in Denken und Fühlen verbunden. Die Eingliederung des alten Freistaates der drei Bünde in die Eidgenossenschaft, mit der er während Jahrhunderten nur sehr lose Bande geknüpft hatte, ließ die einstige Machtstellung im Herzen der Alpen ins Grab sinken.

Wir Bündner trauern allesamt oft der verlorenen Position nach, rittlings auf dem Alpenkamm, Herrscher über die strategisch und kommerziell höchst bedeutsamen Verkehrsadern zwischen Nord und Süd, umworben von den Großen und Größten jener Tage, die ihre Moneten klingen und springen ließen, wie im 17. Jahrhundert der venezianische Gesandte Padavino, der seinen Übernamen «Pagavino» – Weinspender – vollauf zu Recht trug.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, da man im Wasserschloß Graubünden das goldene Kegelspiel entdeckt zu haben vermeinte, ließ der Kampf um die Wasserkräfte vergangene Erscheinungen in neuer Form aufleben: Um Konzessionen von den Gemeinden zur Ausnutzung der Wasserkräfte zu erhalten, traktierte man die einflußreichen Gemeindepolitiker mit üppigen Gastereien und fetten Pfründen.

Der rückwärts gewandte Blick bleibt öfters als nötig auf dem Veltlin hängen. Das fruchtbare Adda-tal erschien einst unseren Vorfahren als ein vor den Toren Bündens liegender Garten Eden, uns aber als das von den Vätern durch Mißgunst und Habgier, Einsichtslosigkeit und Parteienzwist verschleuderte «verlorene Paradies», wiewohl manche Rebberge in bündnerischen Händen geblieben sind.

Ja, die folgende Historie kommt uns gar nicht so weitentfernt und historisch vor: Als anno 1815 eine bündnerische Einheit, eingesetzt zum Zwecke der Rückeroberung der ehemaligen Untertanenlande, im Flecken Chiavenna von einem österreichischen Armeekorps eingeschlossen wurde, griff der Bündner Truppenführer – angesichts seiner numerischen Un-



Anfang Februar 1956 weilte meine Schwester in Wien. Eine Freundin begleitete sie in die Staatsoper zur Aufführung der «Entführung aus dem Serail». Dort gewährte die Schwester einige Bankreihen vor ihr ein bekanntes Gesicht: sie glaubte, den musikliebenden Luzerner Arzt Dr. W. vor sich zu sehen. Bei näherem Hinschauen und sich zum Gruss anschickend, bemerkte sie, dass der befrackte Herr wohl dem ihr gut bekannten Mediziner glich, es aber nicht selber war.

Nach der Oper entdeckte sie beim Hinausgehen zu ihrer nicht geringen Überraschung, dass zwei Plätze links von ihr Frau Dr. W. gesessen hatte! Es war also, als kündigte hier das halb fremde, halb vertraute Männerantlitz dessen Gattin an.

A. K.

terlegenheit, nicht etwa aus Scherz, denn dazu war der Ernst der Lage nicht angetan, sondern aus seiner Verwurzelung in der militärischen Tradition heraus – zu einem Vorschlag, der an ein Gottesurteil erinnert: Er postulierte dem Kommandanten, die Entscheidung über das Veltlin vom Ergebnis eines Zweikampfes abhängig zu machen; ein Graubündner werde gegen vier Kroaten antreten. – Der Österreicher, erhaben über solche archaische Vorstellungen, lehnte selbstverständlich das Anerbieten rundweg ab.

Die Verbundenheit mit der Tradition verdeutlicht dieses Beispiel ebenso wie der Hinweis, daß manche Bündler bei aller religiösen Festigkeit, die ebenfalls ein Zug des Volkscharakters ist, keinerlei Hemmungen haben, einen Mann beizuziehen, der mehr als Brot essen kann, wenn die Briefftasche verloren gegangen ist, die Kuh krank wurde oder das Quellwasser versiegt; die Bauern rufen noch oft den Kapuziner und nicht den Tierarzt, um aus dem Vieh die bösen Geister auszutreiben.

Das Randgefühl

Wir Bündner leben mit der Geschichte und politisieren mit der Geschichte. Bezeichnenderweise kommt die Bündner Regierung noch immer in einem Gebäude zu ihren Sitzungen zusammen, das nicht nur direkt an der Churer Reichsgasse liegt, sondern auch ein staatliches Herrschaftshaus der berühmten Adelsfamilie von Salis ist.

Die Gegenwart ist mit der Vergangenheit verwoben. Wir Bündner scheuen oftmals vor der Gegenüberstellung mit den Problemen der Gegenwart und der Zukunft zurück, auch wenn sich heute manche Bündner vermehrt Gedanken über die kommenden Jahre machen. Der Bündnertag an der Expo zeigte nicht das Bünden von heute, sondern jenes von gestern, mit Hirten, Jägern und Bauern, obwohl just diese Gelegenheit dienlich gewesen wäre, uns und der Schweiz den Spiegel des Seienden und Werden vorzuhalten. – Bewunderten wir nicht insgeheim unseren Landsmann, der in aller Öffentlichkeit die verlorene Unabhängigkeit Alt Fry Rätians pries und so gleichsam mit der Idee des Austrittes aus dem Schweizer Bund spielte? – Niemand denkt selbstverständlich ernstlich an einen solchen Schritt, aber viele Bündner träumen von der einstigen «Grandeur».

Solches Träumen und Erinnern mag dann und wann hingehen. Es verführt uns aber oft dazu, unsere Wünsche und Begehren an die Miteidgenossen nicht mit Fakten und Zahlen, nicht mit nüchternsachlicher Beweisführung zu untermauern. Die Forderung auf Rückkauf der Rätischen Bahn und Bau einer Alpenbahn durch Bünden stützen wir mit historisch-rechtsgeschichtlichen Argumenten, etwa dem umstrittenen Alpenbahnversprechen des Bundes, und mit freund-eidgenössischen Vermahnungen, wie sie vor einiger Zeit die Rätische Synode, die Jahresversammlung der bündnerischen reformierten Pfarrherren, zum besten gab. Im Unterland empfand man es als Anachronismus, daß die Seelsorger in die Tagespolitik eingreifen; zudem wertete man diese Schützenhilfe für politische Postulate als Zeichen der Schwäche in der Argumentation. – Historie mag, dies wird man sich in Bünden hinter die Ohren schreiben müssen, den festlichen Rahmen für des Vaterlandes Saus und Braus abgeben, hat jedoch auf der Waagschale der Politik wenig Gewicht.

Nur die Kenntnis der einstigen Größe Bündens und seiner Bedeutung im europäischen Spiel der Kräfte läßt verstehen, weshalb der «Sonderfall» Graubünden von einem ausgesprochenen «Randgefühl» getragen wird.

Die Entwicklung hat Bünden auf manchen Gebieten überholt. Das Herz der Wirtschaft und die Adern des Verkehrs pulsieren anderswo, Bünden blieb am Rande. Dies mag übertrieben klingen. Aber die Haltung mancher Miteidgenossen zeugt dafür: Unaufhörlich klagen die Tessiner über mangelnde Verbindungen zur nördlichen Schweiz. Man könnte Mitleid mit den bedauernswerten Compatrioti haben, wenn man nicht wüßte, daß in anderthalb Jahren eine wintersichere und rasche Verbindung durch den San Bernardino verfügbar wird. Davon sprechen die Tessiner aber bezeichnenderweise nicht. Der San Bernardino scheint für den Tessin nicht zu existieren; er liegt eben abseits, am Rande. Deshalb mußte die Verwirklichung des Tunnels auch gegen Widerstände im Süden erkämpft werden.

Das Gefühl, am Rande des Entwicklungsflusses zu stehen, erfüllt viele Bündner und läßt manche Äußerung des Unmutes verstehen. Manchen von uns steckt der Verlust früheren Ansehens, Wohlstandes und einstiger Macht noch unbewußt in den Knochen.

Das Trauma des 19. Jahrhunderts wirkt nach: Mit

der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ging die Politik andere Wege, und als man aus eigenen Kräften den Ausbau der Paßstraßen verwirklicht hatte, kam die Gotthardbahn als vernichtender Reif über das neuerliche Blühen des Transits. Es gehört zu den Treppenwitzen der Schweizergeschichte, daß 1882 der Bündner Simon Bavier als Bundespräsident die Einweihung der Gotthard-Linie, die den bündnerischen Durchgangsverkehr mit einem Schlag veröden ließ und manchen Bündner in die Fremde trieb, vornehmen mußte. Und als Bünden sich um die Wende zum 20. Jahrhundert wiederum aus eigener Kraft zum Bau seines Schmalspurnetzes entschloß und bald das Werk seine Meister zu loben begann, brach das Ringen der Mächte herein, und statt der Kapitalien hörte man die Schuldzinsen wachsen.

Von diesen Schlägen hat sich Bünden nie mehr völlig erholt. Auch das müßte man berücksichtigen, wenn man uns etwa schilt, wir klammerten uns ständig an die Rockschoße von Mutter Helvetia, oder wir hätten gelernt, zu klagen ohne zu leiden.

Zuerst die Gemeinde

Mancher Brauch und manche Sitte sind dem Zug der Zeit zum Opfer gefallen. Ein Beispiel: Als in Scuol nach dem Krieg ein Kino seine Türen öffnete und am Sonntag die Jugend der benachbarten Dörfer anzog, fiel die Knabenschaft von Ramosch, die Jahrhunderte zurückreicht, rasch zusammen. Dabei besitzt sie als gemeinschaftsbildende und gemeinschaftsfördernde Kraft ihre Bedeutung noch heute. Vieles ist im Zeitalter der Raumfahrt fragwürdig geworden, aber ebenso vieles lebt als Tabu munter fort, obwohl das Hergebrachte und Überkommene Schranken für die Entwicklung setzt.

Wer wagte es etwa, an der Kreiseinteilung, welche auf die alten Gerichtsgemeinden zurückgeht, zu rütteln? Wer darf Kritik üben an der «Mastralia» in Disentis, an der «Bsatzig» in St. Peter oder Davos, also an der Landsgemeinde in altüberlieferter Form? Wer packt die Reorganisation des Gerichtswesens an, die immer noch jenen Zug der Autonomie zeigt, der schon dem Advokaten Hilty aufgefallen ist: Als er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Schanfigg einen Mandanten mit dem Hinweis auf eine zwingende Bestimmung der Bundesverfassung

L Ä B E

*Häb ds Läbe by dr inne
wi d Bluemen ires Hung;
so gspürsch no syni Schwäri,
soo besches süeß u jung.*

*De isch's no wine Soome
wo z'nöjem gäng errünnt;
wi ds Wasser, wo na Zyte
no luter nidsi rünnt.*

*Drum häb dys Läbe by dr,
bis 's öpper dännetreit
u einisch am ne Morge
i starchi Arme leit.*

GERTRUD BURKHALTER

gegen eine Maßnahme der Gemeinde verteidigte, entgegnete der Gerichtspräsident, ob denn der Herr Doktor nicht wisse, daß diese Gemeinde die Bundesverfassung verworfen habe!

Niemand wagt auch ein Wort gegen die Patentjagd zu sagen, und noch weniger, sie irgendwie anzutasten. – Als vor ein paar Jahren der Entwurf für ein neues Jagdgesetz eine Abschußgebühr für jedes erlegte Tier vorsah, stiegen die Jäger, eine wohlorganisierte Gruppe, mit der sich jeder Bündner mit politischen Ambitionen auf guten Fuß stellen muß, auf die Barrikaden. Landauf und landab empörte sich die Volksseele in zahlreichen, ausgezeichnet besuchten Versammlungen, die manchmal weit über Mitternacht hinaus reichten und geborenen Demagogen ein weites und dankbares Manöverfeld boten. Verschiedene Politiker, die sich aus achtenswerten Gründen für das Gesetz in die Schanze schlugen, blieben angeschlagen, während andere, die sich die Forderungen der Jägerschaft zu eigen machten, reichen politischen Gewinn als Beute mit nach Hause trugen.

Oder dann die verschiedenen Anläufe für ein Gemeindegesetz: Schon 1945 blieb ein Vorstoß in der Volksabstimmung liegen und der für das Gesetz verantwortliche Regierungsrat Peter Liver zog es vor, statt seinen Landsleuten die Notwendigkeit einer Rahmenordnung zu dozieren, den Studenten der ETH in Zürich die Rechtsgrundsätze beizubringen. Im vergangenen Frühling mißlang ein weiterer Anlauf. Die durch Flüsterpropaganda herumgebotene Behauptung, wonach die Gemeindeautonomie in Gefahr stehe, verletzt zu werden, genügte.

Das Wort «Gemeindeautonomie» hat einen magischen Klang. Es erinnert an jene vergangene Zeit, als die Gemeinden selbstherrlich über Krieg und Frieden, Bündnis und Absage entschieden, als noch die Farbe der Uniform – so in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – durch das Referendum (Befragung der Gemeinden) entschieden wurde. Bezeichnenderweise ist aber das altbündnerische Referendum keine Abstimmung unter den Einwohnern, wie dies öfters verstanden wird, sondern nur unter den Gemeinden als Ganzes, ähnlich dem heutigen Vernehmlassungsverfahren, wobei nicht nur mit Ja oder Nein geantwortet werden konnte, sondern mit Anregungen und Meinungen. Dies erschwerte das Klassieren der Mehren, der Antworten, naturgemäß sehr und stellte es weitgehend dem Ermessen anheim, so

daß auch dem Betrug Tür und Tor geöffnet wurde.

«Die Behörden – das sind wir!» Dieser Ausspruch eines biedereren Bürgers steht in nichts dem stolzen Wort Ludwigs des XIV. nach, wonach er selbst der Staat sei. Dem Bewußtsein der Selbstherrlichkeit haben auch die Averser in ihrem Landbuch (Gesetzessammlung) eine eindruckliche Form gegeben: «Wir haben von Gottes Gnaden ein schöne Fryheit, wir haben eigen Macht und Gewalt, zu setzen und zu entsetzen, wir haben eigen Stab und Siegel, Stock und Galgen, wir sind gottlob keinem frömden Fürsten und Herren nichts schuldig noch unterworfen, denn allein dem allmächtigen Gott.»

Das Gefühl der Unabhängigkeit ist in manchen Gemeinden noch wach, und nicht ganz zu Unrecht fühlen sich die Gemeindepräsidenten als berufene Hüter der Gemeindeautonomie.

Aber auch als Gemeindepräsident kann man nicht darüber hinwegsehen, daß die Gemeinde in vielem zum «Erfüllungsgehilfen des Kantons» herabgesunken ist und oft nur noch eine «Papierstation in der staatlichen Bürokratie» darstellt. Weil sie heute ihre wachsenden Aufgaben ohne die finanzielle Hilfe von Kanton und Bund nicht bewältigen kann, fließt mit dem Strom von Subventionen auch der Einfluß der übergeordneten staatlichen Institutionen in die Gemeinden. So ist «Chur», Sitz der kantonalen Verwaltung, zum selben Begriff geworden wie «Bern» für die Eidgenossenschaft. Die Gemeinden wehren sich gegen den Einfluß des Kantons: Nur mit Mühe war ein vermehrtes Mitspracherecht des Kantons bei der Erteilung der Wasserrechtskonzessionen zu erreichen. Und als der Kanton vor ein paar Jahren die Bewilligung zum Bau einer Pipeline gab, sperrte sich eine Gemeinde gegen die Verlegung der unerwünschten Rohre dadurch, daß sie kurzerhand die Planaufgabe verweigerte.

Trauriger Zwiespalt

Auch die landschaftliche Verschiedenheit formt Charakter und Meinung, die sich in ihrer Äußerung nicht nur auf wortreiche Dispute beschränkt, welche die Fähigkeit der Bündner, klug zu parieren, Auswege zu ersinnen, Argumente zu äufnen und das Recht anzurufen, hervorheben, sondern auch den Drang zur Aggressivität bezeugen. Kaum eine Sprache kennt so viele Worte für den Begriff der Schlägerei wie das Romanische.

Die Einigkeit in den Auffassungen läßt oft zu wünschen übrig, selbst in den entscheidenden Fragen: Wir Grisonen präsentieren unseren Miteidgenossen weiterhin zwei Alpenbahnprojekte – Tödi-Greina und Splügen – statt uns auf eines zu konzentrieren. Bündens Bauern haben verschiedentlich gesetzliche Neuerungen zu ihrem Nutz und Frommen kurzerhand abgelehnt und nur die Zustimmung des nicht-bäuerlichen Bündens rettete die Vorlagen, so etwa bei einer Gesetzesänderung über die Subventionierung landwirtschaftlicher Maschinen oder bei einem Kreditbegehren für einen Beitrag an ein landwirtschaftliches Technikum.

Das Vordringen von Gewerbe und Industrie, vor allem aber des Fremdenverkehrs, haben den Bauern mit einer anderen Welt konfrontiert, in welcher sich scheinbar leichter und schneller mehr verdienen läßt. Er kapselt sich oft ab, resigniert und bringt die Kraft zur seelischen und materiellen Erneuerung und Umstellung nicht mehr auf. Er verliert den Glauben an seine Zukunft, während anderseits der Nichtbauer den Wert des Bauerntums erkennt, was ihm allerdings um so leichter fällt, als seine Krippe ständig mehr oder weniger wohl gefüllt wird.

Die Traditionsverbundenheit der Grisonen läßt an manchen überholten Institutionen zäh festhalten. So kennt Bünden als einziger Kanton der Schweiz eine automatische Amtszeitbeschränkung für die Regierungsräte, den sogenannten Kleinen Rat, dessen Mitglieder sich nur neun Jahre des hohen Amtes erfreuen dürfen, worauf sie unweigerlich abzutreten haben. Drei Jahre einarbeiten, drei Jahre arbeiten und drei Jahre hinausarbeiten – dies stellen einsichtige Politiker immer wieder als Bilanz fest. Aber das Volk hat bislang alle Versuche, zu einer Verlängerung zu gelangen und die angeborenen und erworbenen Fähigkeiten der Magistraten für den Kanton besser und länger zu nutzen, abgewiesen.

Man will nicht möglichst vielen Politikern den Titel «Regierungsrat» verschaffen, sondern keine überragende Figur hochkommen lassen. Neid und Mißgunst haben seit jeher geknickt, was irgendwie über den Durchschnitt hinausragte; die Demokratie erträgt das Ungewöhnliche und Überragende schlecht. Georg Jenatsch mußte es erfahren, aber auch manch anderer Bündner Politiker bis auf unsere Tage: Der hervorragende Staatsmann und Wirtschaftsfachmann Andreas Rudolf von Planta wurde ungeachtet seiner großen Verdienste anno

1881 nicht mehr in den Nationalrat gewählt; sein Namensvetter Peter Conradin, Verfasser des Bündner Strafrechts, der Gesetze über den Zivil- und Strafprozeß und des Bündner ZGB, wurde 1870 als Kantonsgerichtspräsident weggewählt und zwei Jahre später auch aus dem Ständerat verstoßen.

Im Widerspruch dazu pflegen hingegen manche Mitglieder der Räte auf kantonaler und kommunaler Ebene ein widerstandsfähiges Sitzleder zu entwickeln, wobei allerdings eine Initiative der jungen Churer wenigstens in der Hauptstadt für eine Änderung gesorgt hat.

Aktiv-Bürger

Der Bündner kann wohl beanspruchen, zu den aktivsten Bürgern im Schweizerhaus zu zählen. Sein Interesse an der Politik war stets gefördert durch das Gefühl, mitreden und mitentscheiden zu können, auch wenn das Bild der uralten, direkten Demokratie in Bünden revidiert werden muß. Denn hinter der Fassade woben die adelig-einflußreichen Großfamilien des alten Bündens ihre Fäden, an denen sie manchen biedereren Landmann führten. Die Verzeichnisse der «Miet und Gaben», der Bestechungsgelder an das stimmberechtigte Volk, reden eine deutliche Sprache.

Die ausländischen Mächte haben sich denn auch eh und je an die einzelnen Politiker gewendet, die ihre Hausmacht hinter sich hatten. Bünden ist das klassische Land der Parteien; seit jeher bezieht man bei uns Stellung und bekennt sich zu Programmen und Männern. Man weiß im Dorf, wer politisch wohin gehört, welche Familie konservativ, demokratisch oder freisinnig ist.

Dennoch ist viel Bewegung in der bündnerischen Politik, kein Kanton in der Schweiz hat in den letzten 50 Jahren derartige politische Umwälzungen wie Graubünden erlebt. Die Absplitterung der Demokraten aus dem freisinnigen Lager hat zu höchst bewegten Jahrzehnten geführt und erlaubte der konservativen Partei eine Stärkung ihrer Position, zumal sie sich auf treue und einsatzbereite Wähler stützen kann: Im Oberland, im Puschlav und in weiten Gebieten Mittelbündens sind die Konservativen alleinherrschend. Ihre Gefolgschaft ist zuverlässig – im Oberländer Dorfe Schlans gingen bei den Nationalratswahlen 1963 alle 59 Stimmberechtigten zur

Urne, in Somvix 511 von 519, in Medel 218 von 219 und im Dorfe Disentis 648 von 661!

Die wachsende Stimmkraft der Konservativen ist für Freisinnige und Demokraten Anlaß geworden, den Riß der zwanziger Jahre, als sich die beiden Gruppen trennten, zu überbrücken und einander näherzukommen; wie weit sich der tiefe Graben, besonders in der älteren Generation, schließen läßt, wird die Zukunft zeigen. Immerhin scheint die Zeit brüsker politischer Umschläge vorüber zu sein, zumal sich auch die sozialen Spannungen vermindert haben.

Das Interesse wendet sich in jüngster Zeit vermehrt den Fragen der wirtschaftlichen Entwicklung zu. Bünden ist noch immer ein wirtschaftlich zu wenig entwickelter, finanzschwacher Kanton, dessen eine, alte Säule zunehmend abbröckelt, nämlich die Landwirtschaft. Die Abwanderung aus der Bauernsamen nimmt zu, um so mehr als auch eine qualitative Auslese stattfindet. Industrie und Gewerbe leiden an mannigfachen Behinderungen; an Aufträgen fehlt es vielfach nicht, wohl aber an Personal, dessen Gewinnung auf dem Lande mit erheblichen Mühseligkeiten verbunden ist.

Ähnliche Probleme wälzt das Gastgewerbe, das den Launen der Gäste in vermehrtem Maße ausgesetzt ist. Es geht Bünden wirtschaftlich besser, aber keineswegs so gut wie anderen Ständen, die zudem keinen Nachholbedarf zu decken haben.

Eine neue Generation Politiker, nüchtern und rechnerisch veranlagt, parteipolitischen Auseinandersetzungen ebenso abgeneigt wie wirtschaftlichem Gewinn zugeneigt, versucht, der bündnerischen Wirtschaft ein industrielles Fundament zu schaffen, auf dem sich Fremdenverkehr und Landwirtschaft halten können. Das Ziel ist aner kennenswert, der Weg weit und steinig. Es bedarf hiezu weniger materieller Voraussetzung, als vielmehr geistiger Aufrüstung, die angesichts des traditionellen Denkens der Bündner nicht leicht zu erreichen sein wird.

Die Wirtschaftspolitik ist zu einem heißen Eisen geworden, wie einst die Parteipolitik; man kann sich daran die Finger ebenso leicht verbrennen wie an konfessionellen oder kulturell-sprachlichen Problemen. Als Deutschbündner tut man gut daran, unsere romanischen Landsleute unter sich zu lassen und mit vorwitzigen Fragen über Gegenwart und Zukunft des Romanentums zurückzuhalten; zumal wir Deutschbündner und vor allem die Walser in der

eigenen kulturellen Existenz bedroht sind und alle Anstrengungen darauf richten müssen, unsere Sprache und unser Kulturgut zu erhalten.

Bei aller Betonung des deutschbündnerischen Volkstums möchten wir doch das romanische Element nicht missen und setzen mit Hilfe unserer Mit eidgenossen alles daran, das Romanische als lebendige Kraft zu erhalten. Den Ausschlag gibt aber die geistige Haltung des einzelnen Romanen selbst: Vermag er das von den Vätern überlieferte Kulturgut zu bewahren und mit den geistigen Einflüssen unserer Tage zu einem sinnvollen, tragfähigen Ganzen zu verschmelzen?

Dieselbe Frage stellt sich auch bei der Bündner Berglandwirtschaft, die hier nicht weiter zerredet werden soll. Daß es eine «Berghilfe» braucht, sagt alles. Daß es eine «Berghilfe» gibt, die dem Gedanken der Selbsthilfe verpflichtet ist, schenkt letztlich mehr Hoffnung und Zuversicht als ein weitgeöffneter Subventionen-Sack.

Die Schwierigkeiten des Kantons und seiner Bewohner sind keineswegs nur materieller oder ökonomischer Art. Die Gegenwart ist geistig unbewältigt, nicht materiell. Wir Bündner suchen das Gleichgewicht. Unsere Fähigkeiten mögen uns helfen. Und daß schon die Vorfahren stets auf der Suche nach der Balance waren, kann uns ein Trost sein. Aber es enthebt uns nicht der Verpflichtung, unsere Möglichkeiten aus freiem Willen und eigener Kraft im Geiste der Selbstverantwortung auszuschöpfen und unsere Aufgaben geistig zu lösen. Dann erweisen wir uns als echte Bündner.

*Die Redaktion des Schweizer Spiegel bittet,
Manuskripte nur einseitig zu beschreiben
mit breitem Rand und großem Zeilen-
abstand und Rückporto beizulegen.*